



Wiederkehr.

Der Krieg hat sie von ihren Maschinen gerissen,
aus Sälen, in denen sie wertend standen,
Hobel und Hammer haben sie lassen müssen . . .

Nun fahren sie in vollgepfropften Zügen
durch fremde Lande in sternendurchleuchteter Nacht.
In allen Menschen, und den Dingen die auf ihren Wegen
liegen
sind bei ihrem Anblick Seufzen und heiße Wünsche erwacht.

Daheim die verlassenen Maschinen
harren mit rostgetrübbten Mienen
auf das blaublutige Arbeitsheer

Und plötzlich ist eine Wiederkehr!

Dah die tiefenjägligen Bauten erdröhnen
und aufjubeln die dumpfen Sirenen:
„Kinder der Arbeit, seid ihr wieder hier!“

Die greifen wieder in das Hebelgewirr
und stehen bei ihren Maschinen vereint
wider den alten, den gemeinsamen Feind!

M. Zagarowik.

Staat und Gesellschaft nach Marx'scher Auffassung.

Von Heinrich Cunow.

Der Krieg erweist sich auch im Gedankenkreise der deutschen Sozialdemokratie als großer Revolutionär. Mancher, der sich vor wenigen Jahren noch als Marxist bekannte und unter Bezugnahme auf Marx'sche Aussprüche von einer demnächstigen, durch eine proletarische Revolution herbeigeführten Abschaffung des Staates und seine Ersetzung durch die „sozialistische Gesellschaftsordnung“ sprach, steht heute der ganzen Marx'schen Staats- und Gesellschaftslehre mißtrauisch gegenüber; nicht wenige haben sich sogar zu liberal-individualistischen Staatstheorien zurückgefunden.

Was heute vielfach als Marx'sche Staats- und Gesellschaftsauffassung gilt, hat freilich meist mit Marxens Lehre wenig zu tun. Mehr noch als von anderen sozialphilosophischen Theorien unseres Altmeisters gilt von seiner Staatstheorie, daß sie nicht in ihrem Originalgehalt, sondern in einer dem politischen Tagesbedarf angepaßten Vereinfachung, in einer schlagwortartigen Zuspitzung in der deutschen Sozialdemokratie Aufnahme gefunden hat.

Marx steht mit seiner Staatstheorie auf den Schultern von Hegel und manche seiner Ausführungen sind ohne genaue Kenntnis der Hegel'schen Philosophie kaum zu verstehen — gerade die Hegel'sche Philosophie hat aber unter den heutigen Marxisten nur wenige Freunde gefunden.

So ist es denn gekommen, daß wir in dem landläufigen Vulgärmarxismus, wie er sich seit einigen Jahrzehnten in Deutschland entwickelt hat, nicht nur Anschauungen und Ansichten vorfinden, die zur Marx'schen Gesellschaftsauffassung in schärfstem Gegensatz stehen, sondern daß auch manche Grundanschauungen der Marx'schen Staatstheorie, z. B. das Verhältnis des Staates zur Gesellschaft, der Staatstheorie zur Gesellschaftsordnung, des staatlichen Rechts zum sozialen Recht, gar nicht erfaßt worden sind.

Die ältere Staatstheorie bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hinein, geht meist von dem isolierten Individuum als Gesellschaftsstifter aus und basiert die Gesellschaftsentstehung auf die Vereinigung dieser Individuen unter Abschluß eines öffentlichen oder stillschweigenden Gesellschaftsvertrages. Durch ihre Einsicht (Bewußt) oder den Zwang ihrer Lebensverhältnisse getrieben, vereinigen sich nach dieser Annahme die bisher isolierten Individuen oder Einzelfamilien zu einer Vielheit. Da nun aber ein Zusammenleben ohne eine gewisse Regelung des gegenseitigen Verhaltens nicht möglich ist, so geben sie sich eine Art Verfassung (natürlich zunächst keine geschriebene) und bestellen sich einen Regenten. So entsteht die Gesellschaft, die ohne weiteres mit dem Staat identifiziert wurde.

Später, teilweise schon im 17. Jahrhundert, erkannten zwar manche Theoretiker, wie Montesquieu, Machy de Condillac, William Temple, Bernhard de Mandeville, Anthony of Shaftesbury, David Hume, Adam Ferguson, Adam Smith usw., daß „Gesellschaft schon immer existiert“ habe, wenn auch zunächst nur in der Form von Familien-gemeinschaften und Familienstämmen, aber in der Gesamtaufassung wurde dadurch wenig geändert. Nur wurde jetzt meist angenommen, daß die Gesellschaft im Laufe der Zeit ihre Formen verändert habe; der Staat bergewärtige die höchste Form. Von den früheren noch auf Verwandtschaftsbänden beruhenden „Gesellschaften“ wurde der Staat nun als „politische Gesellschaft“ unterschieden.

Der erste, der begrifflich genau zwischen Gesellschaft und Staat unterscheidet, ist Hegel. Nach ihm beruht das Gesellschaftsleben auf der Befriedigung der menschlichen materiellen Bedürfnisse vermittelst des die einzelnen miteinander verbindenden und in Wechselbeziehung zueinander stehenden Wirtschaftsprozesses. Die aus diesem Prozeß der allgemeinen

Unterhaltsbeschaffung sich ergebenden Wechselbeziehungen (Wirtschaftsbeziehungen) bilden die grundlegenden Gesellschaftsbeziehungen. Die Gesellschaft ist demnach der Komplex aller solcher Personen, die zu einer gegebenen Zeit unmittelbar oder mittelbar in solchen Wechselbeziehungen zu einander stehen.

Dagegen ist der Staat nach Hegel keine Gesellschaft sondern eine Gemeinschaft, eine Verfassung- bzw. Rechtsgemeinschaft, die auf einer bestimmten sozialen Entwicklungsstufe aus der gesellschaftlichen Differenzierung der Standes-schichtung (Hegel unterscheidet noch nicht zwischen Stand und Klasse und gebraucht daher das Wort „Stand“, vielfach in demselben Sinne, wie Marx das Wort „Klasse“) hervorgeht.

Marx übernimmt diese Unterscheidung von Hegel, hebt aber die konstituive Grundlage des Gesellschaftslebens, die Zusammenarbeit zum Zweck der Bedürfnisbefriedigung, d. h. den Wirtschaftsprozess, noch schärfer hervor. Leider hat Marx seine Gesellschafts- und Staatstheorie nicht in einem besonderen Werk systematisch entwickelt; doch läßt sich aus seinen Schriften, besonders aus dem fünften Kapitel des dritten Abschnittes des ersten Bandes seines „Kapitals“ über den „Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß“ und aus dem zwölften Kapitel des vierten Abschnittes über die „Teilung der Arbeit und Manufaktur“ die Marx'sche Auffassung leicht rekonstruieren.

Marx gilt der isolierte Mensch als ein Phantom, immer haben die Menschen schon in kleineren und größeren Gemeinschaften zusammengelebt, und bereits in der primitivsten dieser Gemeinschaften, der Horde, ist die Bedürfnisbefriedigung eine „gesellschaftliche“, geschieht sie im Zusammenwirken der Hordenmitglieder miteinander, zum Beispiel bei der Nahrungssuche, Jagd, Fischfang usw. Aus solchem Zusammenwirken aber ergeben sich für die Beteiligten mannigfache Gegenseitigkeits- und Abhängigkeitsbeziehungen.

Die Gesamtheit solcher verschiedenen Wechselbeziehungen bildet die Gesellschaftsstruktur, und alle in solchen Beziehungen zueinander stehenden Individuen bilden im soziologischen Sinne eine Gesellschaft. Die Formation jeder Gesellschaft wird also durch ihren der Bedürfnisbefriedigung dienenden Gesamtprozess und den sich aus diesem ergebenden wirtschaftlichen Wechselbeziehungen bestimmt, durch ihre ökonomische Struktur.

Als „Gesellschaft“ im soziologischen Sinne gilt denn auch Marx in konsequenter Präzisierung der Hegel'schen Auffassung nicht, wie dies so oft im gewöhnlichen Sprachgebrauch geschieht, schon jede beliebige Vereinigung oder Zusammenhäufung von Individuen. Der „Gesellschaftsbegriff“ ist kein einfacher Kollektivitätsbegriff. Eine Aktiengesellschaft ist ebensowenig wie eine Dorfschaft, eine Gelehrtenvereinigung ebensowenig wie ein Stamm eine „Gesellschaft“. Eine „Gesellschaft“ ist lediglich jener Kreis von Personen, der unter den sich aus einer bestimmten Wirtschaftsweise ergebenden Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen steht, dessen Mitglieder also durch bestimmte wirtschaftliche Lebensverhältnisse (aus denen sich als solche in weiterer Folge geistige Lebensverhältnisse ergeben) verbunden sind.

Die Wirtschaftsweise ist also die Grundlage des Gesellschaftslebens und bestimmt dessen Charakter, wie denn auch die nähere Bezeichnung einer Gesellschaftsformation meist, ohne daß die Sprechenden sich über den Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Gesellschaft klar geworden sind — gewohnheitsmäßig nach der Wirtschaftsweise erfolgt. Man spricht allgemein in der Sozialwissenschaft (im Marx-Hegel'schen Sinne ist das begrifflich durchaus richtig) von einer kapitalistischen Gesellschaft (die älteren Sozialphilosophen sagten „bürgerliche“ oder „zivil“ Gesellschaft), einer feudalen Gesellschaft, einer Gesellschaft des Agrarcommunismus, des Frühkapitalismus, der handwerksmäßigen Produktion usw.

Etwas ganz anderes ist nach Marxens Auffassung der Staat. Er ist keine Gesellschaft, auch keine Gesellschaftsformation, sondern eine öffentliche Gemeinschaft oder, wie Marx sich selbst ausdrückt, ein politisches Gemeinwesen, eine Verfassungsorganisation. Der Staat ist demnach auch keine Unterabteilung der Gesellschaft, sondern Gesellschaft und Staat existieren nebeneinander als besondere, wenn auch in bestimmter Weise miteinander zusammenhängende, Komplexe, die weder ihrem Umfange nach, noch mit ihren Grenzlinien, noch mit ihrem Lebensinhalt zusammenfallen. Am besten läßt sich der Unterschied durch folgenden Vergleich veranschaulichen: die heutige bürgerliche oder kapitalistische Gesellschaft erstreckt sich über verschiedene Staaten, wie das Deutsche Reich, Frankreich, England, die nordischen Reiche usw.; aber deshalb sind diese Staaten keineswegs bloße Unterabteilungen der Gesellschaft, denn die Zugehörigkeit zu einer dieser Staatsgemeinschaften bedingt nicht auch zugleich die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsformation. Es können vielmehr die Mitglieder eines Staates in materiellen Wechselbeziehungen zu einander stehen, die ganz verschiedenen Wirtschaftswesen entspringen. Mit anderen Worten: es kann ein Teil der Staatsmitglieder zur kapitalistischen Gesellschaft gehören, während ein anderer Teil noch in feudalen oder primitiv-naturalwirtschaftlichen Gesellschaftszuständen stecken geblieben ist. So gehören z. B. die schwedischen Lappen, weil sie zum kapitalistischen Staat gehören, deshalb noch keineswegs zur kapitalistischen Gesellschaft.

Gesellschaft und Staat sind demnach etwas Verschiedenes und ebenso auch Gesellschaftsordnung und Staatsordnung, soziales und staatliches Gesetz.

Wie die Gesellschaft früher da ist, als der Staat, so ist auch die Gesellschaftsordnung früher, als die Staatsordnung.

In jeder Gesellschaft setzt sich als Folge des wirtschaftlichen Lebensprozesses eine gewisse Regelung der sozialen Wechselbeziehungen durch, ohne die das Zusammenwirken der einzelnen gar nicht vor sich zu gehen vermag. Diese Regeln nebst den sich aus ihr ergebenden abgeleiteten Normen des allgemeinen sozialen Verkehrs, auch soweit er sich über die Staatsgrenzen hinaus erstreckt, bilden die Gesellschaftsordnung; die Staatsordnung besteht hingegen in den vom Staat zur Nachachtung für seine Mitglieder erlassenen, ihr gegenseitiges Verhalten zu einander regelnden, unter Zwang gestellten staatsbürgerlichen Gesetzen.

Ebenso unterscheidet Marx zwischen sozialen und staatlichen oder politischen Gesetzen. Als soziale Gesetze gelten ihm jene Normen des gesellschaftlichen Lebensprozesses, die sich in diesem von selbst durchsetzen, da sie Bedingung seiner Existenz und ständigen Erneuerung sind, wie z. B. das Bevölkerungsgesetz, das Wertgesetz, das Lohngesetz, das Preisbildungsgesetz, die Gesetze des Anstandes usw.

Ganz verschieden davon sind die staatlichen Gesetze. Sie sind gesetzte verbindende Normen des Verhaltens der Staatsmitglieder zueinander, zu den staatlichen Einrichtungen oder zu fremden Staaten. Marx bezeichnet sie daher auch als „politische Rechte, die nur in Gemeinschaft mit andern ausgeübt werden“ und deren eigentlicher Inhalt die Teilnahme am politischen Gemeinwesen, am Staatswesen“ sei.

In den vulgärmarxistischen Schriften laufen diese begrifflichen Unterscheidungen vielfach bunt durcheinander, wie sicherlich kein Kenner dieser Literatur bestritten wird. Man sehe sich nur daraufhin Kautsky's kleine Schrift „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung“ an. Der schönste Witzwort, Genosse Karl Renner hat leider in seiner jüngst erschienenen Schrift „Marxismus, Krieg und Internationale“ nur allzu recht, wenn er meint, daß es uns, obgleich sie ganz unentbehrlich sei, noch immer völlig an einer marxistischen Staats- und Rechtslehre fehlt.

Der Erzähler Karl Sternheim.

Von Curt Morde.

In einer Zeit wie dieser kann der Dichter nicht mehr wie sein schon fast mühsam gewordener Ahn mit den Fühen auf der Erde und der Stiefeln in den Wolken wandern. Er, der in einer noch nicht anders organisierten Gesellschaft und Welt mit den wirkenden Kräften lebt, kann sie in seinem Schaffen nicht übergeben. Seine Methode ist nicht mehr rein poetisch, sie ist auch wissenschaftlich; er ist Psychologe und Analytiker. Es darf ihm nicht genügen, in seinen Dichtungen schöne Träume zu bilden, welche phantastisch minder Begabten ihre kümmerliche Alltätigkeit für kurze Stunden vergehen machen; er findet seine Bewohtigung erst darin, daß der Wille, für die Menschheit zu wirken, in ihm schaffend wird. Mit seinem Werk die Umwandlung und Vervollkommenheit der Wirklichkeit zu fördern, indem er ein Idealbild der Menschheit zeigt, das Licht einer großen reinen Idee in das dumpfe Dunkel der Massen flammen läßt oder aber als Diagnostiker die wirkliche Welt in ihrer nackten Wahrheit enthüllt und, indem er so das Veraltete zerstört, den neuen Aufbau fördert und zu ihm aufruft — dies ist in einer Zeit wie der gegenwärtigen des Dichters Zweck, mag er selbst nicht bewußt auf ein politisches oder soziales Ziel gerichtet sein.

Nicht im Sinne politischer Agitation oder moralischer Tendenz sind Sternheim's Komödien, mögen sie nun szenisch entwickelt oder novellistisch konzentriert sein, Ausdruck sozialer Weltanschauung. Sie beruhen auf der Feststellung sozialer Erscheinungen, die im Kern ihres Wesens und in ihrer demaskierten Wahrhaftigkeit erfaßt werden, nicht sachlich und bejahend, sondern subjektiv und kritisch, ironisch und karikierend. Wenn andere Dichter begeistert noch die gewiß gewaltige und staunenswürdige Mechanisierung des Lebens bewundern und erleben, erkennt Sternheim schon, wie das Geschaffene über den Schöpfer hinauswächst und zu einer Nacht geworden ist, der die Menschen sich unterordnen, statt sie zu beherrschen. Sternheim's kritisch eingestellter Geist faßt die innere Wirklichkeit seiner aus dem bürgerlichen Leben erhobenen Menschen wie das ätzenste Strahlenbündel der Nöhtenlampe; er zieht von der Gesamtsumme den Schein, die Maske, die täuschende Außenwelt ab, so daß das kümmerliche Skelett ihres Charakters übrigbleibt. Er zeigt mit brutaler Offenheit ihr inneres Nichts, die Gestirne, mit der er dies tut, ist die sachliche des wissenschaftlichen Forschers. Er hat eine Distanz zum Objekt, die diese Feststellungen historisch macht, aber seine Entlassungen sind reflexlos. Er erregt so den gewollten Abscheu vor einem Bürgertum, das dumpf und träg, satt und verschlagen, verderbt und entgeistigt im Konservatismus seiner Existenz beharrt. Gruppirt er in den Dramen seine Typen zu Rede und Handlung, analysiert er in den Erzählungen die einzelne Erscheinung, legt den Typ eigentlich erst fest, indem er die Wesensseiten einer Sattung der sozialen Gemeinschaft zusammenschweigt zu einem Musterbeispiel der Art. So sind diese Novellen, gesammelt in den beiden prächtigen mit Ottomar Starck's Zeichnungen geschmückten Bänden „Drei Erzählungen“ und „Mädchen“ (bei Kurt Wolff in Leipzig), monographische Darstellungen bürgerlicher Schicksale. Die charakteristischen Profile sind ins Groteske stilisiert, zum Zweck der Wirkung übersteigert ins Karikaturenhafte; eine im Zeichnerischen schon erprobte Formel der sozialen Kunst ist hier ins Literarische übertragen. In Einzelschicksalen gibt Sternheim die Wesensverhältnisse einer ganzen sozialen Schicht; für Zeit und Zukunft ist durch den stahlfesten zusammenfassenden Griff des Künstlers der Typ festgehalten.

So ist „Dusekew“, die Geschichte des Schuhmanns, des uniformierten Menschen, der innerlich der Beamtenzucht ent-sprechend organisiert ist und der sein Leben steigert, indem es durch eine Leidenschaft fruchtbar wird. Aus dem mechanisch funk-

hantierenden Automaten staallicher Gewalt entschält sich der Mensch und steigt zu einer höheren Stufe seines Daseins in der Berührung unbedingter Liebe, wird in ihr erlöst von der Fron und fällt, höchsten Glückes erfüllt, unter die germalnenden Räder eines Automobils. Vorgänge von banaler Alltäglichkeit werden, auf Feilen bedichtet, monumentales Ereignis, das Ausmaß der Gestalten ist zu Ueberlebensgröße erweitert, die Menschen sind Denkmale des dargestellten Typs. Die Szene, wo Buselow, drängender Männlichkeit voll, hochgestrafft von Bewußtsein letzten Glückes und tiefer Seligkeit, sich vom Lager der Geliebten morgens erhebt, aus Klavier tritt und aus den Tasten den Hymnus „Heil dir im Siegerkranz“ hervorpaukt, findet in der Literatur unserer Zeit nicht ihresgleichen. Hier ist die Gratesse erhaben.

Die Erzählung „Napoleon“ ist zunächst das Schicksal eines Kochs, der aus dem Unbekannten auftauchend Mittel der Macht erkennt, Herrschaft gewinnt über die Gesehenden. Durch die Mägen der Großen, von denen Leben, Politik und Freiheit abhängen, wirkend, steht er da als eigentlicher Lenker der Schicksale eines Volkes, durch Besitz eines bevorzugten Weibes vollendet er sein Glück. Die Gewalttaten hereinbrechenden Krieges, Kommune und Demokratie, die mit der Bestandschauung der guten Verdauung aufräumen, brechen seine Monarchie, der Verlust der geliebten Gefährtin und der rohe Materialismus der Emporkömmlinge zerstören sein Leben und werfen ihn an die einsame Stätte des Ausgangs zurück. In absichtsvoller Parallele ist hier die Geschichte jenes größeren Napoleons mit seiner Ironie auf ein bürgerliches Format gebracht, um so eindringlicher und sichtbar zu werden, und der Wille zur Macht in seiner höchsten Steigerung durch das raffinierte Denken konnte nicht grausamer und schlagender parodiert werden, als hier durch die kalte, objektive Ernsthaftigkeit Sternheims.

In „Schuhlin“, der Monographie des schöpferischen Menschen in seinem Sonderfall als Komponist, verkörpert sich der selbstverständliche, notwendig brutale Egoismus des Künstlers, der anfangs in uralter Unselbstständigkeit die Opfer hingebender Menschen hinnimmt, dann in staunendem Erkennen seiner Wirkung bewukter seine parasitäre Existenz ausbaut und sein Leben ganz auf die Ausbeutung stellt. Ein (künstlerisches) Gottesgnadentum ist hier das der Gemeinlichkeit feindlich Entgegengesetzte, das amfossiale Element. Schuhlins mögliche Passivität und der demütige Beizugewerb der slavisch Unterworfenen, Marx und Neander, ist Gipfel der Handlung.

Die Trilogie der Männlichkeit ist ausgerundet und ihr als Gegenpart steht Sternheim die Dreieit der Mädchenschicksale, als erstes „Anna“, den Typ des einfachen Menschen, opferbereit und gutig im Leben einer Familie, wo die Egoisten sich gegeneinander auswirken. Sie, beseligt im stillen Lieben eines Mannes, der ihr Vorbild und Vollendung bedeutet, duldet ergeben und fromm jede Forderung roher Selbstsucht wie eine demütige Nagel, überwindet Enttäuschung des Gefühls und wird, verführte Pümpel, vom Ranne gewählt und verworfen. Am Ende, vor neuer Wendung ihres Lebens Unbekanntem gegenüberstehend, bekümmert sie nur „Gewißheit der Ruhlosigkeit aller in ihrem Leben bis heute gewesen Anstrengung“, und aus der Vergangenheit bleibt ihr nichts als ein Strauß vertrockneter Blumen und dieser Reifebäse, in dem die Behörde beschneidet: Anna Katharina Palm, zweiundzwanzig Jahre alt, hat blaue Augen, braunes Haar und sonst kein besonderes Merkmal, das sie aus der Masse der Gewöhnlichen heraushebt“. Gleichsam im Querschnitt, durch Herz, Nerv und Nieren, wird ihr gretchenhaftes Weibtum so aufgewiesen. In „Geschichte der Sior“ kämpft das vom Schicksal benachteiligte Mädchen Martha verzweifelt gegen den drohenden Einbruch des Mannes in die geschwisterliche Gemeinschaft mit der schönen Maria, scheitert zur Erhaltung ihres Glückes nicht fürderliche Eingabe und gerät schließlich doch an der Bergchlichkeit des Opfers, als über ihren egoistischen Einspruch hinweg die Natur ihr Recht verlangt. Zeugnis starker Gestaltung ist „Meta“, das aus dem durchschnittlichen Leben der kleinen Stadt sich zu selbstbemühtem Individuum aufentwickelnde Dienstmädchen der letzten Novelle. In bescheidener Selbstgenügsamkeit erfüllt sie anfangs die Pflichten dienender Stellung, bis Aufruhr des bewegten Blutes, Bewußtwerden des Geschlechts die Vorstellungen idealer Liebe beiseite rückt und dringend, doch vergeblich, Befriedigung fordert. Enttäuschung

vergiftet Blut und Seele. Ausschweifend in Orgien des Gedankens, verderbt durch den Mangel natürlicher Glückes, unterminiert sie Familienleben, intrigiert, unterwirft die Menschen ihrer Despotie, um in endlicher Katastrophe selbst gestürzt zu werden, ein Sinnbild entarteten Machtwillens. Unverwundlich aber und nach dem Erlebnis später Ehe erstarkt sie in der erfahrenden Bedeutung ihrer Person und festigt sich in der Bewußtheit ihrer gottgewollten Existenz.

Die Sternheimsche Novelle ist eine Form äußerster Konzentration, in der das Dargestellte nicht im Fortschreiten einer Handlung sich darbietet, noch an Geschicknissen aufgewiesen wird, die Gestalten ihr Denken und Meinen nicht im Dialog demonstrieren und breitere Schilderung keinen Raum findet. Auf den knappen Ausdruck ist alles zusammengepreßt, ohne daß dadurch das Tempo der Erzählung atemlos oder überstürzt würde. Sternheims Eigenart ist verfolgsbar bis in die Einzelheit seines Stils. Eine fast überfeinerte Empfindlichkeit seiner akustischen Organe läßt ihn den Rhythmus des Satzes so genau bestimmen und dem wesentlichsten Wort den Schwerpunkt der Betonung geben, wodurch zuweilen der Schein willkürlicher Sprachbehandlung erweckt wird, wo ein neues künstlerisches Gesetz in Erscheinung tritt. Jeder Satz ist gleichsam zugepflückt zu diesem einen bestimmenden Wort. In diesen Merkmalen bewußten Schaffens liegt aber auch die Möglichkeit, zu errechnen, welchen Anteil an Sternheims Werk die Intelligenz hat und wieviel ein bewußtes, hochbermögendes Beherrschendes künstlerischer Formen ihn produktiv macht.

Wahlen in Japan.

Das japanische Volk — so schreibt ein Mitarbeiter der in Tokio erscheinenden Zeitschrift „The New East“ — ist bei den allgemeinen Wahlen mehr Zuschauer als Teilnehmer. Eine andere Haltung ist auch kaum zu erwarten, wegen der wenigen Stimmberechtigten. Tokio beispielsweise mit seinen 2 033 220 Einwohnern hat nur 37 203 männliche Wahlberechtigte. Von dieser kleinen Zahl hatten sich außerdem noch 16 Proz. von der Abstimmung fern. Obwohl es vielleicht nicht gar so schlimm ist, wie ein japanischer Professor sagte, nämlich daß die Kandidaten nicht wissen, für was sie gewählt sind, und die Wähler nicht, warum sie stimmen, ist doch nicht zu leugnen, daß viele japanische Wähler keinen Begriff von dem Gewicht ihrer Stimme haben.

Die Presse, die stets dem Volke ein wenig voraus ist, räumte den Wahlen einen großen Platz ein — „Jiji“ erstieg mit zwei vollen Seiten Wahlberichte und Wahltrafisch den Gipfel. Auffallend war die besondere Aufmerksamkeit, die den Ehefrauen der Kandidaten und ihrem Wirken gewidmet war. Man sah sie als Stimmwerbinnen abgebildet, oder auch, wie sie die Wahlkorrespondenz erledigten und mit den Wahlbüros telefonierten. Wiederum sie die Öffentlichkeit, so wußte man wenigstens von ihnen zu vernehmen, daß sie gute Mütter ihrer Kinder waren oder pflichttreue Hausfrauen, die ihren Gatten den Tisch bereiteten. Man sah auch mehr Bilder der Frauen der Kandidaten, als von diesen selbst ausgestellt.

Versammlungen unter freiem Himmel fanden nicht viele statt. Dies und das Fehlen jeden Straßenumzuges, hat zur Folge, daß man von einer Wahl in Japan kaum etwas merkt. Dennoch wurde viel gearbeitet. Nach polizeilicher Schätzung gab es ungefähr 7000 Stimmwerber oder 250 für jeden der Tokioter Kandidaten. Die Zahl der Wahlbüros wird mit 275 angegeben. Hinter dieser Organisation, die überall in Japan in keinem Wahlbezirk nachgemacht ist, steht die finanzielle Unterstützung der verschiedenen Parteien, die ihrerseits wiederum Hilfe seitens großer Unternehmungen erhalten. Auch persönliche bedeutende Zuweisungen sind nicht selten, während auch die Kandidaten selbst ihre Wahl sich etwas kosten lassen müssen. Unter den Zuwendungen befand sich eine im Bezirk von 300 000 Yen seitens eines Reickers aus Kobe an die Aomuro, und von einem Abgeordneten aus Yokohama sagt man, daß ihn seine Wahl auf 125 000 Yen, und die einzelne Stimme auf 67 Yen (1 Yen = 2,10 Mark) zu stehen kam. Einer der Kandidaten in Tokio erklärte, daß er von allen Kandidaten am wenigsten ausgegeben habe, nämlich 2600 Yen. Er wurde denn auch nicht gewählt.

Das Stimmwerden geschieht durch persönliche Ueberredung oder per Brief. Einer der erfolgreichsten Kandidaten Tokios sagte, daß er 44 Reden gehalten und 6000 Besuche gemacht habe. Ein anderer erledigte täglich 400 Besuche, seine Frau 350 und seine Tochter 250.

Die Polizei sieht scharf zu, daß keine Bestechung stattfindet. Am 19. April, also am Tage vor der Wahl, waren 806 Fälle gemeldet, bei denen 1482 Personen, darunter eine Frau, beteiligt waren. In Tokio besetzte die Polizei über den Eingang zu einem der Stimmbüros eine Bekannmachung, nach der ein Wähler in Haft genommen wurde, weil er sich von einem durch den Kandidaten bereitgestellten Wagen hatte „schleppen“ lassen. Ob der Kandidat auch in Haft genommen wurde, stand nicht vermerkt. Ein besonderer Fall von Käuflichkeit ereignete sich in der Yamagata-Präfektur. Ein Stimmwerber klopfte bei einem Wähler an und ersuchte um die Genehmigung, am Familienaltar eine Huldigung darbringen zu dürfen. Nachdem er Weib und Geopfert und gebetet hatte, legte er ein Stück Seide als Opfer für die Geister der Vorfahren des Wählers am Altar nieder. Er wurde wegen Bestechung verhaftet und es stellte sich heraus, daß er an allen Hausaltären des Distrikts die Kunde gemacht und daselbe Opfer überall gebracht hatte.

Eine typische Vermengung von altem Glauben und neuer Politik ist der Bericht, daß einer der Abgeordneten seine Wahl dem Inari San (dem Gott des Fuchses) verdankte. Er hatte als Adokat einer Frau, die sich von ihrem Manne scheiden lassen wollte, Geld geliehen, das sie aber nicht zurückzahlen konnte. Als sie hörte, daß er Parlamentskandidat sei, ging sie nach dem ihr geneigten Inari-Altar, schlug die Trommel und bat den Fuchsgott, ihren Wohlthäter zu unterstützen. Dann machte sie die Kunde bei ihren Verwandten und Bekannten und bat diese, gleichfalls ihr Bestes zu tun, um den Fuchsgott ihrem Kandidaten günstig zu stimmen.

Es passiert jedoch nicht allen Kandidaten, daß für sie gebetet wird. Die Behörden bewachen nämlich sorgsam, fast väterlich bedacht, jeden ihrer Schritte und so kam es wohl, daß den Teichan und Restaurantinhabern die Pflicht auferlegt wurde, jedem, der nach mehr als zwei Geißos frug, die Visitenkarte abzufordern, um zu verhindern, daß die Kandidaten ihre künftigen Wähler bei einer Geißpartie hielten, unter dem Vorwand, daß sie von einem Piznil im Ausschauungszug zurückkehrten. Es gibt auch Wähler, die in großen Buchstaben über ihren Wohnungstüren zu verstanden geben, daß sie dem Kandidaten ihre Stimme geben, dessen Agenten sie am wenigsten belästigen.

Sobald der Wahltag herangekommen ist, werfen die Kandidaten und ihre politischen Anhänger sich in Gala und fahren in Mietautos durch die Straßen, in dem sicheren Bewußtsein, daß an diesem Tage die Augen der ganzen Welt auf sie gerichtet sind. Alle Häuser und Läden in der Umgebung des Wahlbüros sind für den Wahltag gemietet. Dort wird Tee aufgetragen und die Werber haben da auch ihr Hauptquartier. Behänge in bunten Farben bedecken den Warenvorrat und auffällige Plakate verlaufen den Namen des Kandidaten sowie seine Wahlparole. Hier sitzen auch die örtlichen politischen Größen und halten, die Zeit mit Rauchen vertreibend, ein wachsam Auge auf die Felle der Segner und deren Besucher. In einem der Lager sah man es mit scheelen Augen an, daß das des Segners überfüllt war. Sofort wurde zu einem bekannten Boxer geschickt, der mit seinen 300 Pfund viel zur Füllung beitragen sollte. Der Mann konnte selbst nicht kommen und schickte seine zwei Jügelinge, die mit ihrem Riesenumfang fast den ganzen Raum in Beschlag nahmen. Der Segner ließ darauf zwei weibliche Bedienstete vor das Haus treten, die es mit ihren schönen Augen leicht gegen die beiden Ringer aufnahmen.

Ueber den Wert der Abgeordneten vernimmt man sonderbare Bemerkungen. Nach den „Nishi Nishi“ äußerte sich ein Beamter der kaiserlichen Hofhaltung: „Die Mitnahme von Messern und Gaben bei einem kaiserlichen Gastessen ist nur eine kleine Verfehlung, verglichen mit dem Tun mancher Parlamentarier, die ganze Champagnerflaschen in die Tasche stecken und mit nach Hause nehmen. Und doch wagen diese Gesetzgeber von ihren ehelichen Stimmen zu schwagen.“ Eine wenig angenehme Erinnerung an die Wahltag war es für 14 Abgeordnete, daß zehn Tage nach ihrer Wahl ihr Eigentum wegen zur Zeit der Wahltag gemachter Schulden beschlagnahmt wurde.

Die Guano-Reise rund um Deutschland.

Die Zeitsatire.

Von Maximilian Maulbecker.

Punkt 4 Uhr 5 Minuten trat der Wagen Guano seine nachmalig so berühmte gewordene Reise rund um Deutschland an. Dauer: 24 Stunden. Abgangstation und Endziel: Jnsterburg.

Punkt 4 Uhr 5 Minuten hatte Moriz Weilschfeld, Lebensmittel-Großhandels-Gesellschaft m. b. H., Jnsterburg, Krummestraße 8, eine Gesellschafterversammlung einberufen. D. h. Moriz als alleiniger Besitzer sämtlicher Anteilsscheine der G. m. b. H. stellte sich vor den Spiegel und apostrophierte in sich die Gesellschaft folgendermaßen:

„Moriz, wie hast du das wieder gemacht?“ — Diese Anrede zeigt, wie sehr Weilschfeld mit sich und der G. m. b. H. zufrieden war.

Worauf die innere Stimme eines Gesellschafters, der bereits wußte, was jetzt kommen würde, prompt antwortete: „Einfach großartig!“

Und richtig, — Moriz Weilschfeld fuhr besänftigend fort: „Zunächst, großartig — meiner Ehr! Da schau her — nebbich!“ — damit hielt er seinem Spiegelbilde triumphierend ein Telegramm vor die gemeinsame Gesellschaftsnase von dementsprechendem Umfang, Dicke und Länge, und trompetete wie ein Elefant: „Hier — hier ist das Telegramm der Firma Großkopf und Co.“

„Eine solide Firma, eine solide Firma, eine erstklassige Firma,“ dröhnte es in seinem Hirnkasten wie mit ebensoviele Gesellschaftersstimmen.

„Ich weiß es — weiß es ganz genau. Nu, Gott der Gerechtigkeit, hätte Weilschfeld, der kluge, tüchtige Weilschfeld, das Geschäft gemacht, wenn er nicht zuvor ganz genau gewußt hätte, daß Großkopf und Co., Mühlenfabrikate, Breslau, Mauritiusstraße 6, eine bestrenommierte Firma sind, mit der man Geschäfte machen kann? Hier ist das Bestätigungstelegramm:

„Verkauften offerierten Wagon Guano zum verlangten Preise von 15 Mark den Zentner. — Großkopf und Co.“

„Bedenken Sie, meine Herren“, fuhr Moriz sich selbst zu erläutern fort, „das ist ein Gewinn von Zweifelhundert am Zentner!“

Und der Ueberglückliche machte einen so gewagten Luftsprung, daß ihm fast die Hofenmaht geplagt wäre. Jedenfalls war ein dem ähnliches Geräusch ganz deutlich vernehmbar. Und die ganze würdige G. m. b. H. machte in vorbildlicher

Eintracht die Verrücktheit, mit alleinigem Ausblick des nicht ganz aufgeklärten Geräusches, im Spiegel mit.

Fünfzehn Mark für den Zentner Guano war aber auch ein Preis, der sich hören lassen konnte. Fünfzehn Mark! Dafür war es aber auch ausländischer Guano. Da stinken unsere lieben deutschen Vögel noch dagegen. Leider Gottes! Und sie mögen lange strampeln, bis auch ihr Mist eine so schwindelnde, achtunggebietende Preishöhe erklimmen haben wird.

Das Geschäft war also perfekt und der Wagon konnte zu jeder Minute rollen. Das tat er auch einerseits und andererseits tat er es wieder nicht. Und zwar aus guten Gründen. Es mochte wohl zu unserer Väter Zeiten noch so Brauch gewesen sein, daß man hübsch bedächtig und vorsichtig das Eintreffen der empfangbaren Ware abwartete, sie dann gewissenhaft auf ihre Empfangsbereitschaft prüfte und befehlt oder dem Absender wieder zur Verfügung stellte, sofern das Handelsgut nicht von der handelsgesetzlichen mittleren Art und Güte war, falls im Vertrag über Güte der Ware nichts Näheres vereinbart gewesen.

Wie umständlich! sagt dazu das Geschlecht von heute. Nicht im Kriege — heute rot, morgen tot; heute Brot, morgen Not — sind diese Nennungen kurzerhand über Bord gespült worden. Wo zu differenzierter Unterscheidungen wie: Ia Ware und prima Qualität und Mittelgut und Unterdurchschnittsware und wie die Klassenunterschiedlichen Kunstausdrücke alle lauten mögen. Der Krieg ist nun einmal der große Gleichmacher. Das wissen wir heute alle. Ich kenne keine Qualitäten mehr, sagt sich der Erzeuger, bezw. Verkäufer, — nur noch Ware. Ware schlechtweg. Ware an sich. Ware überhaupt. Soviel wie nur immer greifbar. Und der gar nicht mehr etepetete Verbraucher sagt sich erst recht so. Schmeckt den neuen Warengrundstoff wohl auch etwas aus. Dann lautet er etwa so: Her damit — ganz gleich was es ist, wenn nur zum Futtern! —

Ueber dieser gottgefälligen Betrachtung ist unser Guano-Wagon (immer einerseits-andererseits) nicht nur längst in Breslau angekommen, sondern rollt schon wieder, schneller als der federste Chronist es beschreiben kann, zur schlesischen Güterhalle hinaus — in Richtung Leipzig.

Die Firma Großkopf u. Co. hatte nämlich nicht sobald mit der Jnsterburger Lebensmittel-Großhandels-Gesellschaft m. b. H. abgeschlossen, als sich der sehr rührige Chef der großköpfigen Firma ohne Zeitverlust an die Telefonschleife hing und seinem Leipziger Geschäftsfreund Konrad Püschelber „aus reiner Erkenntlichkeit“ den Guano zu 20 M. pro Zentner anbot. Wie das so seine Gewohnheit ist, bemängelte Herr Konrad Püschelber zwar den Guano — „saule Sache, oberfaul“ und was sein gediegenes Handwörterbuch des Kunden-

verkehrs an Termins sonst noch hergeben mochte —, sehr ausgiebig, doch zu Unrecht, beilegte sich aber, als der dickköpfige Chef in Firma Großkopf u. Co. anzuhängen drohte, und Püschelber, vor Wut mit den Hauern stehend, einsehen mußte, daß sich „die Schweinebände, die profitierarie“ nicht mal einen bleiernern Püschel abhandeln ließ, das Angebot anzunehmen. „Nä verliere daran mehr als —“ waren seine letzten verzweifelten Worte. Dann verhauchte sein Stöhnen im Schalltrichter wie ein genährter Wind.

Herr Konrad Püschelber dachte aber gar nicht daran, mit Verlust zu arbeiten, sondern offerierte, ehe der Schalltrichter noch recht trocken geworden, den erhandelten Guano brühwarm, wie man so zu sagen pflegt, der Münchener Feinkosthandlung Maximilian Lederle, Hoflieferant Seiner Königlichen Hoheit usw. So unglücklich es klingt, es bleibt wahr: die Münchener Feinkosthandlung akzeptierte den Guano ohne Feilschen zu 25 M. den Zentner. Aber nicht der hohe Preis ist das Unglaubliche, vielmehr ist es unerfindlich, was die delikate Lederlesche Handlung mit dem Guano anfangen würde. Man bekommt ja jetzt allerhand auf Brot gefrieden — aber Guano! Wennschon ausländischer —, Mist bleibt Mist. Sollte Lederle etwa — entsetzlich! wo ist der Schlüssel? — den Guano als Kriegsmittel in den Handel bringen wollen? Das wäre doch ein zu starker Tobak. Auch als Kompott.

Aber nein, — Maximilian Lederle war gottseidank Hoflieferant genug, kein so ruckloses Kompott-Attentat (Kompott mit zwei t und ohne s) auf den Zwölffingerarm seiner Mitmenschen zu verüben. Wohl aber hatte er als weisblinker Geschäftsmann das unbestrittene Recht, den Guano, ehe ihn die fürchterliche Hitze verdarb, an die Strahburger Pastetenfabrik E. Becker u. Sohn mit einem dem Krieg angelegenen Preiszuschlag von nur 5 Mark auf den Zentner weiter zu verkaufen. Die Pastetenbäckers ihrerseits fanden es vortheilhafter, an eine Verwurstelung des Guano gar nicht erst heranzutreten, sondern boten ihn zum Vorzugspreis von 35 M. dem befreundeten Weinhaus J. Nagbach sel. Witwe, Frankfurt-Main, an. Die selige Witwe besaß sich mit dem Bogelmist auch nicht länger, als zur Erzielung eines kleinen Kriegsgewinnes unbedingt nötig war, und verhandelte stehenden Fußes den Guano für 40 M. den Zentner an die weltberühmte Kölner Schokoladenfabrik Felix Seimchen weiter.

Man sollte nun meinen, daß die weltberühmte Schokoladenfabrik bei der gesteigerten Nachfrage und dem mangelnden Angebot der süßen, braunen Mütterpeise sich mit Feuer-eker auf den Guano hätte stürzen müssen, um den ausländischen Mist auf chemischem Wege zu akklimatisieren und aus der neuen Masse beste Schokolade herzustellen. Damit wäre den leidigen Süßigkeitspolonäsen mit einem Schlage der Schwanz abgehakt

Der Ausgang der Wahl brachte diesmal noch mehr Geschäftsleute als sonst. Von 381 neuen Parlamentariern sind 85 Geschäftsleute, 56 Advokaten, 43 Journalisten, 33 Landwirte, 31 Grundbesitzer, 14 Bergbauinteressierte, 13 Ärzte, 15 Banquier und Finanzleute, 9 Schriftsteller und Lehrer, 6 aus dem Fischereigewerbe, 3 Seefleute und 64 ohne Beruf. Vom Stande der Parteien wird nur gemeldet, daß kein Sozialist gewählt wurde. Es kandidierte ein Sozialist im ganzen Land, und zwar in Tokio. Er erhielt in seinem Bezirk ganze 24 Stimmen und erklärte einem Berichterstatter, daß er erfreut sei, so viele Stimmen auf sich zu vereinigen, trotz der Schwierigkeiten der Polizei. Volle Optimismus rief er aus: „Früher oder später werde ich im Reichstage den Sozialismus vertreten!“

Wundergeschichten.

Kulturhistorisches von Paul Enderling.

In alten vergilbten, in Schweißleber gebundenen Bänden stehen diese Geschichten, in denen, wie in der Zeit, in der sie entstanden, Glaube und Aberglaube, naive Kindlichkeit und toller Wahnwitz ihren Reigen tanzen.

Im 20. Kapitel des dritten Buches von Schott „Physica curiosa“, einen dickleibigen, ehrwürdig dreinschauenden Holländer, finden wir folgendes: Ein Priester reiste einmal nach Medien. Da er sich verirrt, mußte er mit seinem Knaben die Nacht unter einem Baume zubringen. Unvermutet kommt ein Wolf zu ihnen, und als sie erschrocken fortlaufen wollen, ruft er ihnen zu, sie sollten sich nicht fürchten, er hätte nur etwas mit ihnen zu sprechen. „Wir sind“, fing der Wolf mit ernster Stimme an, „vom dem Volk der Asyrer, und alle sieben Jahre müssen unserer zwei, ein Mann und eine Frau, auf die Wirtel des heiligen Natalis aus unserem Lande fort und Wolfsgestalt annehmen. Wer diese Prüfungszeit glücklich übersteht, wird von anderen abgelöst und kommt wieder in sein Vaterland. Meine eheliche Hausfrau und kleine Gefährtin in der Wolfshaut liegt nicht weit von hier in den letzten Tagen, da sie sich an die Lebensart nicht gewöhnen konnte. Ich wollte dich als Priester Gottes bitten, ihr mit dem Trost der Kirche beizustehen.“ Zitternd folgte der Priester dem Wolf zu einem hohen Baum nach, wo er eine scheußliche Wölfin antraf, die ganz menschlich schaute und weinte. Raum erblickte sie den Priester, als sie mit heller Stimme Gott zu danken anfang, daß er sie nicht ohne geistlichen Zuspruch sterben lassen. Der Priester betete mit ihr und reichte ihr auch das Abendmahl. Der Wolf war sehr dankbar, führte den Priester auf dem nächsten Wege aus dem Walde hinaus, erzählte ihm, daß bereits zwei Drittel seiner Wolfszeit vorüber seien, nahm darauf beweglich Abschied und ging zu seiner kranken Gefährtin in den Wald zurück.

Wohlgemerkt, dies steht in keinem Märchenbuch, sondern in einem streng wissenschaftlich sich gebärdenden Werk! Uebrigens bringt dieselbe Geschichte auch der berühmte Niemcewicz in seinem umfangreichen „De mirabilibus Europae“.

Ein frommer Mann, Superintendent Kimpf, erzählt in seinem „Drachentöni“, wie zu Geside ein Ehepaar ausging, Holz zu fällen. Bald habe sich der Mann abentertelt und darauf in Gestalt eines graulichen Wolfes sein eigen Weib angefallen, ihr aber nur den roten Rock zerrissen. Als er sich wieder in menschlicher Gestalt haben sehen lassen, habe er noch im Ort die Häute in ihres roten Rockes gehabt (!), sei hieraufhin von seiner Frau angelassen und justifiziert, d. h. verbrannt.

Nach demselben Autor sind diese Wolfsverwandlungen in Asien zu jener Zeit sehr häufig gewesen. Als Soliman 1542 die Regierung antrat, war Konstantinopel so voll Wewölfe, daß er mit einer kleinen Armee wider sie zu Felde ziehen mußte. 150 wurden erlegt. Bei genauerer Zählung zeigte es sich, daß akkurat 150 Bürger fehlten.

Der regierende Bürgermeister Dr. jur. Felzer in Osnabrück sieht einmal in einer mondlosen Nacht zwei oder drei Augen in seinem Hofe sich lustig machen. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß es — Hexen sind, leitet den Prozeß ein; es werden viele Frauen und Mädchen eingezogen und auf die Gesandnisse, die sie auf der Folter machen, hingerichtet!

In Indien gab es Zauberer, die sich in Löwen und Tiger verwandeln konnten. Zwei solche Zauberer, Juan Gomez und Sebastian

Popez, begegneten sich einmal in dieser Bestienform und erkannten sich sofort. Eine Feindschaft hatte sie lange entzweit, und so benutzten sie denn diese Gelegenheit, während über einander herzufallen. Nach blutigem Kampf ward Löwe Juan Gomez vom Tiger Sebastian Popoz so lächelnd zugerichtet, daß er an der erhaltenen Wunde starb. Der „Tiger“ wurde darauf unschädlich gemacht. — Thomas Gage, der dies im dritten Band seiner „Reisebeschreibungen“ erzählt, fügt hinzu, daß er dem Verurteilten auf dem Wege zum Richtplatz beigegeben habe . . .

Der berühmte Remigius sagt in seiner „Dämonologie“ (erster Band): „Es ist kein Zweifel, daß solche Fälle über allen menschlichen Verstand und Glauben bei vielen sein werden. Jedoch laß ich in Wahrheit sagen, daß mehr denn 200 Personen, die ich unter meinem Richteramt zum Tode verurteilt habe (!), selbst bekann haben, daß zu Zeiten die Hexen haufenweise zusammenkämen an einem Bach oder See. Dasselbst schlugen sie so lange mit Worten oder Ruthen, die sie vom bösen Geist empfangen haben, in das Wasser, bis sich ein dicker Dampf und Nebel daraus erhebt und sie mit dem Nebel zugleich in die Höhe fahren.“

Die Dünste werden nachmalen zu schwarzen Wolken, in welchen sie mit den Geistern hin- und hersahren, wovon es sie gelüftet, auch endlich mit Hagel und Donner wieder auf die Erde niederfallen usw. Eine der Hexen, Barbara Nagel, sagte — doch wohl auf der Folter — aus, daß Zauberer und Hexen mit Hilfe der bösen Geister in den Wolken diese Flüsse überqueren und durcheinander wälzen, bis sie an den Ort gekommen, den sie zu verderben sich vorgenommen. — Alsdann zerplatzten beilagte Flüsse, und es lämen Steine, Hagel, Regen, Blitz und Donner heraus und verderbten alles . . .

Die „Aerchronika“ des Eberhard Werner Hoppelus vom Jahr 1683 enthält als Pendant hierzu folgende Geschichte: „Zu München war dies Jahr ein großes, übernatürliches Donnerwetter. Als nun ein frommer Priester bemerkte, daß solches ein Teufelsdonnerwetter wäre, beschwor er es, wobei ein sechzigjähriger Erzzauberer ganz nackt aus den Wolken herabfiel und das Gewitter gleich aufhörte! Der Zauberer „bekannte“ hernach, daß er solches Wettermachen nebst einigen 100 Gefellen an die 40 Jahre betrieben und an Menschen, Vieh, Früchten und Gebäuden großen Schaden getan hätte, weshalb er mit glühenden Zangen gezogen und zu Asche verbrannt wurde.“

Daß es auch in diesen finsternen Zeiten nicht an Köpfen fehlte, die das Sinnlose dieser Theorien erkannten, ist selbstverständlich. So erzählt Schott in der vorder zitierten „Physica curiosa“ von zwei Jesuiten, die an dem im Volksmunde verurteilten Hexenseer im Badesischen gingen und dem Teufel und seinen Gefellen Hohn sprachen und lachend zur Stadt zurückkehrten. Aber der Teufel rächte sich! Die Nacht darauf entfiel ein entsetzliches Gewitter mit Sturm und Blitzen. Dies währte einen Monat lang, und alle Badeser Bürger und Bauern glaubten nicht allein, daß der Teufel dieses Gewitter gemacht, sondern hielten auch die Jesuiten für Mitschuldige des Teufels, wodurch die armen unschuldigen Patres in arge Verdrängnis gerieten . . .

Wie lange dieser Glaube an die Möglichkeit einer Vändigung oder Entfesselung der Elemente durch Zauberholzsudokus währte, lehrt die interessante Feuerverordnung, die zu Mecklenburg, das kulturell ja allzeit dortan war, noch im Jahre 1742 erlassen wurde. Sie lautet: „Wir usw. fügen hiermit allen unseren nachgesetzten Beamten, adeligen Gerichtshaltern und Räten zu wissen und ist denselben schon bekannt, was wir aus landesherrlicher Sorgfalt alles, was zur Konfervation unserer Lande und getreuen Untertanen gereichen kann, sorgfältig verordnen. Da nun durch Brandschaden viele bisher in großes Unglück geraten, befehlen wir, dergleichen Unglück in Zeit zu steuern, daß in einer jeden Stadt und Dorf verschiedene hölzerne Keller, worauf schon gegeben gewesen, mit den Figuren und Buchstaben, wie unten beschrieben (es ist das ein richtiges Schwörungswort) des freitags bei abnehmendem Lichte nachmittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und Feder geschrieben, vorrätig seien. Sodann aber, wenn eine Feuersbrunst wo vor Gott diese Lande in Gnade bewahren sollte, entstehen sollte, alsdann solchen bemalten Keller mit den Worten: In Gottes Namen! ins Feuer geworfen und, woferne das Feuer wieder um sich greifen sollte, dreimal solches wiederholt werden, dadurch dann die Glut unschädlich gedämpft wird. Dergleichen Keller nun haben die Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber

worden. Außer den riesigen Gewinnen hätte man so auch noch ein vaterländisches Verdienst auf seinen Scheitel gehäuft. Aber nein, man wollte sich die weißen Firmenweisse rein und unbeschadet mit Guano erhalten, gab dem mühelosen Spekulationsgewinn den Vortritt und leitete den Mist mit 50 Proz. Verdienst an eine Hamburger Hoteleinkaufsgenossenschaft A.-G. telephonisch weiter.

Die A.-G. kaufte den Guano und verkaufte ihn sofort einem hochwohlblühlichen Magistrat einer mecklenburgischen Stadt für 50 M. den Zentner. Der Hochwohlblühliche nahm in der ersten Freude dankbar an. Hinterher stiegen ihm aber doch allerlei ernste Bedenken auf. Man liest nämlich auch in Mecklenburg, in beiden sogar, die Zeitungen, und da fiel es dem zweiten Bürgermeister und dann — welche eine Insubordination! — auch dem ersten Bürgermeister ein, daß in diesem Betreff schon die schwierigsten Sachen ohne Apparat gemacht worden seien; von erschrecklichen Schwindelerien erinnerte man sich jetzt gelesen zu haben, und kurz und gut: man wollte eine getreue Bürgerschaft gar nicht erst die fürwitzige Untertanennase — a u ch — so ein Auswuchs der neuesten Zeit! — in den Waggon Vogelmist stecken lassen, so heilsam dieses Kaditalkmittel zur Bekämpfung bürgerlichen Vorwitzes auch gewesen wäre, und war schließlich heilfroh, als sich eine Berliner Markthallengesellschaft, E. V., zur Uebernahme des Handelsgutes für 55 M. pro Zentner dreitschlagen ließ. Fünf vom Hundert war ein netter Gewinn bei einem Waggon von so unbedeutend Zentner Guano. Diesen — den Gewinn nämlich und nicht den Guano — ließ man ungeschmäleret in die Notekreuz-Kasse fließen.

In Berlin ist man immer großzügig. Die Markthallengesellschaft konnte sich nicht darauf einlassen, den Guano etwa schäpffellenweise zum Kleinverkauf zu bringen, bot vielmehr den ganzen Mist einem Berliner Warenhaus für 60 M. — das ist eine runde Summe — pro Zentner an.

Hier wäre nun eigentlich die gegebene Stelle gewesen, von wo aus man den weitgereisten Guano endlich einmal dem kaufstüchtigen Publikum hätte zugänglich machen sollen. Aber weit gefehlt und leider Gottes! In den Warenhäusern ist es heute auch nicht mehr so wie früher, wo man im Erfrischungsaum für 25 deutsche Reichspennige noch einen solchen Berg Schlagsalzne vorgefetzt bekam, daß man ein richtiger Maulwurf sein mußte, um sich durch den weissen Berg durchzuwühlen, bis man schließlich beim hundertsten Löffel endlich auf des Tellers Grund stieß. Der Grund — jetzt nicht mehr der des Tellers, sondern vielmehr der eigentliche Grund, weshalb sich das Warenhaus in den Verkauf des Guano nicht einließ, soll hier nicht aufgedeckt werden. Nur soviel sei ausgeplaudert: man hatte nun einmal die Nase voll von dem Guano und verkaufte den Zentner für

65 M. an den bei der Landesproduktenbörse zugelassenen Kaffee Markus Bucherpfennig weiter.

Markus hatte für so etwas einen guten Riecher und akzeptierte unbedenken. Und eilte mangels eines Autos mit fliegenden Schlappen und wehenden Rockschößen nach einem Kaffeehaus in der Friedrichstraße.

Man schrieb jetzt schon den anderen Tag, nachmittags 3 Uhr. Und jetzt erst kam der Waggon Guano so recht eigentlich ins Rollen. Von einem Bahnhof zum anderen wurde er verschoben. Es kann mitunter ein Vorteil sein, wenn eine Weltstadt statt nur des einen Zentralbahnhofes mehrere Bahnhöfe hat.

Als Markus wandelte zwischen den Tischen hin und her, sondierte und ließ sich dann an seinem Stammtisch mit dem Ausblick durch die Scheibe auf die belebte Bummelstraße nieder und leitete das große Geschäft ein, indem er erstens nichts bestellte und zweitens unternehmend den Bleistift stückte. Dann ging's los. Mit Vollampf. Der Waggon Guano wurde von einem Marmortisch zum anderen verschoben. Das ganze Kaffee ein einziger Rangierbahnhof. Und mit jedem zurückgelegten Meter von Tischstation zu Tischstation nahm der Guano an Wert und der Preis an Höhe zu. Alles, ja sogar Damen, machte in Guano. Man raufte sich um Guano. Man schwelgte, man schwamm in Guano.

Als es der Mist schließlich bis auf 100 M. pro Zentner gebracht hatte, passierte der Waggon Guano mit diesem Preis gerade wieder die Durchgangstation Markus Bucherpfennig. Der war jetzt etwas vorsichtig geworden und wollte nicht mehr recht anbeißen. Guano —? nun ja, ganz gute Ware, schönes Geschäft — aber 100 M. pro Zentner. Das ist ein bißchen happig.

Er erbat sich also Bedenkzeit. Das war um 3 Uhr 30 Minuten. Bucherpfennigs Wiege hatte in Ostpreußen gestanden. In diesem Ostpreußen liegt eine Stadt, die heißt Justenberg. Und in Justenberg hat Moritz einen guten Geschäftsfreund (waren früher sogar Schulkameraden gewesen; so eine Erinnerung hält fürs ganze spätere feindliche Leben vor) zu wohnen. Dieser hieß Moritz Weichenfeld, jetzt Lebensmittel-Großhandels-Gesellschaft m. b. H.

Wenn einer den Guano gebrauchen konnte, dann Weichenfeld. Moritz Weichenfeld macht alles.

Gedacht, vollbracht! Bucherpfennig offerierte also aus alter Freundschaft dem Weichenfeld den Waggon Guano auf telephonischem Wege zu 110 Mark pro Zentner.

„Mensch, Markus, biste meßschugge!“ schrie Weichenfeld, als er den Preis hörte.

„Inwiefern denn?“

„Run, nig für ungut“, lenkte Weichenfeld ein. „Aber ich will Dir aus alter Freundschaft verraten, daß Du hier in

die Schultzeiße und Gerichtshalten in Verwahrung aufzubehalten und bei entstehender Feuersglut, da Gott für sei, beschriebener Wagen zu gebrauchen, hiernächst aber, weil solches jedem Bürger und Bauer zu wissen nicht nötig ist, solches bei sich zu behalten. Hierin vollbringen diese unseren gnädigsten Willen. Gegeben den 24. Dezember 1742.“

Es war ein hübsches Weihnachtsgeschenk, das Xenokritus dort seinen Untertanen gab. Nur schade, daß nirgends erwähnt wird, wie es sich bewährte.

Stockholm.

Uns gift's, Europa nachzurüffeln,
schon blinzelt es ins Morgenrot.
Vernunft und Freiheit bringt man nicht mit Knütteln,
geschweige denn mit großen Mäulern tot.

Ihr ahnt Gefahr für euer Blutgeschäft,
Das macht erregt und reichlich unbedeuten . . .
Uns tröstet Goethe: Daß die Meute klafft,
ist der Beweis nur dafür, daß wir reiten!

A. Z.

Deutsches Opernhaus: „Orpheus in der Unterwelt“.

Mit seinem „Orpheus“ leitete Offenbach eine neue Gattung ein: die parodistisch-satirische Operette, deren einziger, wahrhaft klassischer Meister er bis heute geblieben ist. Daß dies neue Weien von den Partnern vorerst nicht begriffen wurde und daß der „Orpheus“ demzufolge Floß machte, wird man jetzt kaum glauben. Hernach freilich brachte er Gold in Häufe und Rülle. Ja, er ist trotz aller Zeitwandlungen eigentlich das lebensfähigste Werk von allen geblieben, denn die Musik ist unverwundlich.

Wie manches andere hat auch „Orpheus“ schon des öfteren den Weg von der Operettenbühne — wohin er streng genommen gehört — zum Opernhaus gefunden. Solche Verpflanzung hat natürlich eine Veränderung des Stils im Gefolge. Aber man kann nicht gerade behaupten, daß damit immer dem Werk gedient wurde. Auch diesmal wird man geteilter Meinung sein. Dekorativ und szenisch ist manches Schöne geleistet worden; es werden prächtig arrangierte Einzel- und Gruppenbilder geboten. Am wenigsten kann ich mich mit der „gereinigten“ Handlung einverstanden erklären. Es wurde da ebendem gewiß viel und fruchtbarer operettenhafter Schmückmal hineingewerkelt. Dennoch erinnere ich mich der früheren Aufführungen am Münchener Gärtnerplatz-Theater mit besonderem Vergnügen; da war Humor drin. Das läßt sich von der Aufführung im Deutschen Opernhaus noch nicht sagen. Man wünscht den Darstellern eine verstärkte Dosis jener ungenierten, ja frechen Beweglichkeit, die die Musik und auch die jeweilige Situation ihrem Geiste nach ganz von selber notwendig hat. Das Ballet brachte schon etwas von dem tollen Wirbel, beispielsweise im Cancan, zur Geltung. In gesanglicher Beziehung wird man dagegen sehr zufrieden gestellt. Harry Steier ist ein guter Orpheus. Gertha Stofzenberg wird manchmal als Eurydice von der ehemals komischen Oper her jedenfalls noch in besserer Erinnerung dauern. Auch die Vertreter der übrigen Rollen verdienen Lob. Desgleichen die Spiel- und Musikleitung. Daß die Tempi hier und da noch lebendiger genommen werden könnten, soll nicht verschwiegen sein.

ek.

Notizen.

— Vorträge, Dienstag, abends 7 Uhr, findet in der Treptow-Sternwarte ein astronomischer Vortrag mit zahlreichen Lichtbildern „Gibt es ein Leben auf dem Monde?“ statt. — Im Lesing-Museum spricht Donnerstag 8 Uhr Wersch über „Lesings Hamburgische Dramaturgie und ihre Entstehung vor 150 Jahren“.

— Eduard Buchner, der im Jahre 1907 durch den Nobelpreis ausgezeichnete Chemiker, ist an den Folgen im Felde erlittener Wunden im 58. Lebensjahre gestorben. Buchner wirkte auch längere Jahre als Professor an der Berliner landwirtschaftlichen Hochschule. Sein vorzügliches Arbeitsgebiet war die Chemie der Gärung. Es gelang ihm, die bisherige Lehre von der Gärwirkung, als auf Lebensvorgängen beruhend, zu stützen. Er stellte unter starkem Druck und Verteilung aus der Gese die Hymose her, die sein Leben mehr aufweist und doch Gärkraft besitzt.

Justenberg Guano in jeder gewünschten Menge zu nur fuffzig Mark den Zentner haben kannst.

„Wieviel Mark?“

„Fuffzig, Markus. Ich wie Franz — u wie U-Boot — u wie nebbich —“

„Mensch, Moritz“, unterbrach und brüllte der elektrifizierte Bucherpfennig zurück, halt ihn fest! halt ihn fest! den Mist, bis ich komme. Komme sofort, Zahle jeden Preis. Bar. Das heißt nur bis zu allerhöchstens fuffzig Mark per Zentner. Abgemacht? Schluß!“

Als Moritz den Telephonhörer anhatte, zeigte die Uhr über dem Büfett gerade auf 4 Uhr.

Der Schieber, der zuletzt den Guano für 100 Mark dem Bucherpfennig offeriert hatte, wünschte zu wissen, wie die Aktien stünden.

„Lassen Sie sich einbalsamieren mit Ihrem Guano zu 100 Emm per Zentner“, schnaubte Moritz. „Daß ich nicht lache — für so ein Mist 100 Emm — hahaha!“

Dann war Moritz auch schon durch die Tür verschwunden. Fünf Minuten später schiffte er sich schweißgebadet auf dem Bahnhof Friedrichstraße nach Justenberg in Ostpreußen ein, wo es den guten, billigen Guano gibt.

Und richtig! — in Justenberg stand tatsächlich, auf ein totes Gleis geschoben, der Waggon Guano, der in 24 Stunden eine Bligtour rund um Deutschland gemacht hatte, ohne von dem Justenburger Gleis heruntergeschoben worden zu sein.

Und dann die Preise — wie die sich erst mit Blitzzugsgeschwindigkeit gejagt hatten!

Tafelhaft! Was so ein Waggon Guano nicht alles erlebt.

Guano?

ja ja ja

Sonderlinge.

Es gibt unter den Kam'raden immer noch Sonderlinge, Die klopfen von den Ausbläsern feindlicher Oranaten die Kupferringe.

Der Ring soll sich als Armband für ein deutsches Mädchen umarbeiten lassen.

Ein anderer soll als Rahmen das Bild eines gefallenen Freundes fassen.

Ich finde das mehr als sonderbar.

Wißt Ihr, wie nahe gerade diese Oranate euren liebsten Menschen mal war?

Alfred Rich. Meyer.

Eine neue Form



die im kommenden Herbst vor allen anderen die neue Mode charakterisieren wird.

Besonders ist es der hochfüßbare Kragen, der mit kleinen reizvollen Abweichungen immer wiederkehrt. Das Nollige, Wohlige, das ihm innewohnt, wird ihn sicherlich besonders beliebt machen.

Eine im ganzen neuartige Linienführung gibt dem Kleid etwas außerordentlich flottes. Die Jacke ist etwas länger gehalten, der Rock schön glöckig fallend, und nach wie vor fest fußfrei.

Auf die Ausstattung wird besondere Sorgfalt gelegt. In originellen Taschen, eleganten Pelzbesätzen, reichen Steppereien usw. kommt sie zum Ausdruck.

Königstr. 33 Chausseest. 113
 am Bahnhof Alexanderplatz beim Ottavien Bahnhof
 Sonntags geschlossen!

Deutsches Theater.
 Letzte sechs Aufführ. 8 Uhr:
 Max Pallenberg in
Der kleine Napoleon.
 Heute letzte Nachmittags-
 Vorstellung 3 Uhr:
Familie Schimek
 mit Max Pallenberg.
 Sonnabend Eröffnungs-Vor-
 stellung d. Spielzeit 1917/18.
 7 Uhr: **Faust I.**
Kammerspiele.
 Letzte sechs Aufführ. 8 Uhr:
 Hans Wasmann u. Ida Wüst in
Goldfische (Lustspiel)
 Sonnabend Eröffnungs-Vor-
 stellung d. Spielzeit 1917/18.
 8 U.: **Gespensersonate.**
Volksbühne.
Theater am Bülowplatz.
 Untergrund. Schön. Tor.
 Letzte sechs Aufführ. 7 1/2 U.:
Fahrende Musikanten
 Musik von Robert Schumann.
 Sonnabend Eröffnungs-Vor-
 stellung d. Spielzeit 1917/18.
 7 1/2 Uhr: **Was ihr wollt.**

Lessing-Theater.
 Letzte sechs Aufführ. 7 1/2 U.:
Henry Bender in
Die Königin der Luft.
 (Gesangsposse.)

Theater i. d. Königgrätzerstr.
 8 Uhr: Künstlerische Tänze.
 Frage an das Schicksal.
 Abschiedssouper.

Komödienhaus.
 7 1/2 Uhr: **Erdgeist.**
Berliner Theater.
 7 1/2 U.: **Die tolle Komteß.**
 Nachm. 3 Uhr: Filmzauber.

Voigt-Theater.
 Badstr. 58. Badstr. 58.
 Heute große Extra-Vorstellung:
Was junge Mädchen träumen!
 Erstl. Spezialitäten-Programm.
 Dienstag, den 28. August:
 Benefiz für Emma Antbor,
 Julius Bille, Kurt Rehrte:
Der Walzerkönig.
 8 1/2 wochent. 7 1/2, Sonnt. 4 Uhr.

Berliner Prater-Theater.
 Mühlentempel 7-9.
 Zum 91. Male:
Alha — famos!
 Gr. Ausstattung. Operettenposse
 in 3 Akten mit Gesang u. Tanz.
 Vorher: gr. Varietèprogramm.
 Anfang 4 1/2 Uhr.

Admiralspalast.
 2 Vorstell., 4 u. 7 1/2 Uhr.
 Nachm. kleine Preise.
Abrakadabra.
 Gr. phantastisch. Ballett
 auf dem Eis.
 Abd. Einl. 7. Vzgl. Küche.
 Angen. kühler Aufenthalt.

Theater für Sonntag, 26. August.

Deutsches Opernhaus
 7 1/2 Uhr: **Orpheus in der Unterwelt**
Friedrich-Wilhelmst. Theater
 10. Arbeiter-Vorstellung.
 3 Uhr: **Der Waffenschmied.**
 7 1/2 Uhr: **Das Dreimäderlhaus.**
Gebr. Herrfeld-Th.
 Operetten-Gastspiel
 7 1/2 Uhr: **Die ledige Ehefrau.**
Kleines Theater
 8 Uhr: **Die Hausdame.**
 3 1/2 Uhr: **Am Teetisch.**

Komische Oper
 3 1/2 Uhr: **Jugend.**
 7 1/2 Uhr: **Schwarzwalddmäl.**
Lustspielhaus
 3 1/2 Uhr: **Helmat.**
 Die blonden Mädels
 vom Lindenhof.
 7 1/2 Uhr: **Residenz-Theater**
 8 Uhr: **Die Verhüllte.**

Metropol-Theater
 7 1/2 Uhr: **Die Czardasfürstin.**
Neues Operettenhaus
 Schiffbd. 4a. Kassent. N. 281
 7 1/2 Uhr: **Der Soldat der Marie.**
Schiller-Theater O
 7 1/2 Uhr: **Die Jüdin.**
 3 Uhr: **Martha.**
Schiller-Th. Charl.
 7 1/2 Uhr: **Alt-Heidelberg.**

Thalia-Theater
 7 1/2 Uhr: **Egon und seine Frauen.**
 3 Uhr: **Charleys Tante.**
Theater am Nollendorplatz
 7 1/2 Uhr: **Die Gulaschkanone.**
 3 1/2 Uhr: **Immer feste druff!**
Theater des Westens
 3 1/2 U.: **Der Raub d. Sabinerinnen.**
 7 1/2 Uhr: **Stolze Thea.**

WINTERGARTEN
 Heute 2 Vorstellungen 2
 Nachm. 3 1/2 Uhr kl. Preise,
 Kinder die Hälfte,
 abends 7 1/2 Uhr.
**Der erfolgreiche
 Spielplan.**
 Dazu: 9 Uhr abends
Venezianische Nacht
 Pantomime in 12 Bildern
 von **Karl Vollmoeller**

Zirkus A. Schumann.
 Bahnhof Friedrichstraße.
 Rauchen gestattet.
2 Vorstellungen 2
 Nachm. 3 1/2 u. abds. 8 Uhr.
 Nachm. 1 Kind frei unt. 12 J.
 und Gratis-Pony-Reiten für
 Kinder v. Logen-b. Mittel-
 balkon-Besuchern.
 Das **Zirkus-Varieté**-Pro-
 gramm
 n. a. Classons neuartige
 Leistungen. 3 Meiniekes
 nervenkitzelnder Akt usw.
Halali. Parforce-
 Schnitzeljagd

Rose-Theater.
 7 1/2 Uhr:
Die Stunde des Vertrauens.
 Gardend.: Seemannsliedchen.

Metropol-Theater
 7 1/2 Uhr: **Die Czardasfürstin.**
Neues Operettenhaus
 Schiffbd. 4a. Kassent. N. 281
 7 1/2 Uhr: **Der Soldat der Marie.**
Schiller-Theater O
 7 1/2 Uhr: **Die Jüdin.**
 3 Uhr: **Martha.**
Schiller-Th. Charl.
 7 1/2 Uhr: **Alt-Heidelberg.**

Thalia-Theater
 7 1/2 Uhr: **Egon und seine Frauen.**
 3 Uhr: **Charleys Tante.**
Theater am Nollendorplatz
 7 1/2 Uhr: **Die Gulaschkanone.**
 3 1/2 Uhr: **Immer feste druff!**
Theater des Westens
 3 1/2 U.: **Der Raub d. Sabinerinnen.**
 7 1/2 Uhr: **Stolze Thea.**

WINTERGARTEN
 Heute 2 Vorstellungen 2
 Nachm. 3 1/2 Uhr kl. Preise,
 Kinder die Hälfte,
 abends 7 1/2 Uhr.
**Der erfolgreiche
 Spielplan.**
 Dazu: 9 Uhr abends
Venezianische Nacht
 Pantomime in 12 Bildern
 von **Karl Vollmoeller**

WINTERGARTEN
 Heute 2 Vorstellungen 2
 Nachm. 3 1/2 Uhr kl. Preise,
 Kinder die Hälfte,
 abends 7 1/2 Uhr.
**Der erfolgreiche
 Spielplan.**
 Dazu: 9 Uhr abends
Venezianische Nacht
 Pantomime in 12 Bildern
 von **Karl Vollmoeller**

Zirkus A. Schumann.
 Bahnhof Friedrichstraße.
 Rauchen gestattet.
2 Vorstellungen 2
 Nachm. 3 1/2 u. abds. 8 Uhr.
 Nachm. 1 Kind frei unt. 12 J.
 und Gratis-Pony-Reiten für
 Kinder v. Logen-b. Mittel-
 balkon-Besuchern.
 Das **Zirkus-Varieté**-Pro-
 gramm
 n. a. Classons neuartige
 Leistungen. 3 Meiniekes
 nervenkitzelnder Akt usw.
Halali. Parforce-
 Schnitzeljagd

Rose-Theater.
 7 1/2 Uhr:
Die Stunde des Vertrauens.
 Gardend.: Seemannsliedchen.

Reichshallen-Theater
Stettiner Sänger.
 Anfang 7 1/2 Uhr.
 Nächsten
 Sonntag, 29.
 Erste
 Nachmittags-
 Vorstellung
 z. ermäß. Pr.!

Reichshallen-Garten u. Saal:
Blüthen-Konzert.
 Anf. 8 Uhr, Sonnt. 6 Uhr.

2 Schlager
 Kurfürstendamm - Nollendorplatz.
 Regien: Sand 7 1/2 Uhr.
UT •Königliche Bettler• **UT**
 •Der tanzende Tor•
 Regie: R. G. Schmid. mit Polander.
 •Der tanzende Tor• mit Segansperger.

2 Schlager
 Friedrichstr. - Unter d. Linden
UT •Die Rache• **UT**
 •Ballzauber•
 Regie: Avenarius. Ein Lustspiel
 mit Holte Neumann. Regie: Danny Kaden.

2 Schlager
 Weinbergsweg - Alexanderplatz.
UT •Der tanzende Tor• **UT**
 •Meister Spitzbube•
 mit Polander mit Polander
 •Der tanzende Tor• gibt Vorstellungen von 6 Uhr und 8 Uhr mit
 Gesangsbeitrag.

2 Schlager
 Moritzplatz - Hasenheide
UT •Des Prekursors Tochter• **UT**
 •Der Viererzug•

2 Schlager
 Kurfürstendamm - Schöneberg Ampel
UT •Des Prekursors Tochter• **UT**
 •Der Raisonnel•
 mit Paul Zwickmann. •Hotel Paradies•
 •Die linksische Anna•

URANIA
 Sonntag 4 Uhr (halbe Preise):
Tirol einst und jetzt.
 Sonntag 8 Uhr:
**Die Befreiung Ostgaliziens
 und der Bukowina.**
 Montag 8 Uhr:
**Die Befreiung Ostgaliziens
 und der Bukowina.**

Casino - Theater
 Rothfingerring Straße 37.
 Täglich 7 1/2, 8 Uhr:
Stillerer Humor! Gr. Erfolg!
Die Schlagerposse
Seiraten mußte!
 Vorher der neue bunte Teil.
 Sonnt. 4 Uhr: **Guste, die Paris.**

300
 Heute:
Gr. Militärkonzert.
 Zoo je 60 Pl. Kinder
 Aqua je 60 Pl. die Hälfte.
 Zoo ab 6 Uhr 50 bzw. 25 Pl.
Aquarium.

Walhalla-Theater.
 7 1/2 Uhr:
Zigeuner.
 Gardendühne: Vorstellung.

J. Baer
 Badstr. 26
 Eck. Prinz-Ajaja
 Herren-u. Knab.-
 Moden, Berufs-
 Einsegn.-Anzüge
 Joppen. Gr. Stoff-
 lager, eleg. Maß-
 anfertigung. Billigste, feste Preise.

Palast
 Theater am Zoo
Leizter Sonntag!
 Tägl. 7 1/2, Sonnt. 3 1/2 u. 7 1/2
 Nur noch bis 31. August!
 8. Steigl. A. Müller-Lincke in:
**„Der Herr
 ohne Wohnung“.**
„Afra“.
 Perzina — Mantl.



Besichtigen
 Sie
 während der Ferien
 das
Gemüseland
 in der Gartenstadt
Falkenhagen - West
 (Gartenboden)

zum Kartoffelbau und Obst-
 anlagen, auch Waldgrund-
 stücke, direkt am Bahnhof
 Seegefeld beginnend, 20 Mi-
 nuten ab Charlottenburg u.
 Jungfernheide, die meisten
 Straßen gepflastert, mit
 Gas- und Wasserleitung,
 Qu.-Rate v. M. 15.- aufwärts.
 Günst. Zahlungsbedingungen.
 Auskunft am Bahn-
 hof Seegefeld.
= Ferner: =
Gartenland

zur Anlage von Gemüse-
 u. Obstgärten.
 Billigste Pacht, vollen
 schöner Gärten, engestrückte
 in **Kaulsdorf**
 am Bahnhof beginnend
 Rate 12 M. an
Kaulsdorf-Süd
 Stat. Sadowa. Rate 15 M. an
Petershagen
 Bahnhof Friedrichstr.
 Rate 10 M. an
Biesdorf
 Station der Stadtbahn
 Rate 25 M. an.
 Auskünfte an den obigen
 Bahnhöfen und bei der
Eigenheim - Gesellschaft
 Berlin NO 43, Neue Königstr. 16.

MÖBEL
 in erstklassiger Ausführung
 zu allerbilligsten Preisen
 liefert unmittelbar ab Fab-
 rikgebäude an Private
Möbel-Groß-Lager
 Berliner Tischler-
 und Tapezierermotr.
Albert Gleiser
 G. m. b. H., Berlin C 33,
 Alexanderplatz
 Umfangreichstes Lager
 von über 500 Einrichtun-
 gen. Besichtigung loh-
 nend und erwünscht.
 Reichhaltigste Auswahl
 bis zum Auserlesensten.
 Preisverzeichnis m. Ab-
 bildung umsonst. Bahn-
 freie Lieferung durch
 ganz Deutschland.

July-August
 von 1-3 geschlossen.

Meine Lager
 in
Leppichen, Möbel-
stoffen, Gardinen,
Läuferstoffen,
Stich- und Diwan-
decken etc.
 sind reich sortiert!
Teppich-Spezialhaus

Emil Lefèvre

Berlin-Süd.
 Seit 1882

nur
Oranienstr. 158.

Mein altbetannt. Haus
 hat feinste Beziehung
 zu ähnlich laut. Firma.